

MATTHIAS
NAWRAT

REISE
NACH MAINE

ROMAN



ROWOHLT



Matthias Nawrat

Reise nach Maine

Roman

Über dieses Buch

Ein Mann – er ist Schriftsteller von Beruf, nachdenklich und ein wenig konfliktscheu – will die USA bereisen. Zunächst nach New York City, dann weiter Richtung Maine. An seiner Seite eine meinungsstarke Osteuropäerin, die seit dreißig Jahren im Fränkischen zu Hause ist: seine Mutter.

Von Beginn an liegt ein Schatten auf der Unternehmung: Donald Trump ist seit kurzem Präsident der angeschlagenen Nation, und Celina hat ihrem Sohn kurz vor der Abreise eröffnet, dass sie, anstatt die zweite Reiseweche bei einem Jugendfreund in Texas zu verbringen, die ganze Zeit mit ihm zusammenbleiben wird. Dann hat sie auch noch einen Unfall. Mit gebrochener Nase und zwei blauschwarzen Veilchen zieht sie überall die Aufmerksamkeit wohlmeinender Fremder auf sich.

Der leise Ärger des Sohnes wird zunächst von Sorge überlagert. Auf der Autoreise an die Küste Neuenglands aber beginnt ein Konflikt aufzubrechen, der viel darüber verrät, wie Männer mit Frauen, wie Mütter mit Söhnen sprechen, ein Konflikt, der nicht nur das Leben der beiden und ihr Verhältnis zueinander prägt. Davon erzählt Matthias Nawrat in sehr komischen, fein austarierten Szenen. Immer im Hintergrund: America the beautiful, der derangierte Sehnsuchtsort.

Vita

Matthias Nawrat, 1979 im polnischen Opole geboren, siedelte als Zehnjähriger mit seiner Familie nach Bamberg um. Für seinen Debütroman «Wir zwei allein» (2012) erhielt er den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis; «Unternehmer» (2014), für den Deutschen Buchpreis nominiert, wurde mit dem Kelag-Preis und dem Bayern 2-Wortspiele-Preis ausgezeichnet, «Die vielen Tode unseres Opas Jurek» (2015) mit dem Förderpreis des Bremer Literaturpreises sowie der Alfred Döblin-Medaille. «Der traurige Gast» (2019) war unter anderem für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert. 2020 erhielt Matthias Nawrat den Literaturpreis der Europäischen Union.

I

Im Sommer 2018 brach ich mit meiner Mutter zu einer Reise in die USA auf. Es war Juli, wir hatten vor, eine Woche in New York zu verbringen, wo ich ihr ein paar meiner Lieblingsorte zeigen wollte, danach würden wir mit einem Mietauto an der Küste entlang Richtung Norden fahren. Meine Mutter hatte mich allerdings ausgetrickst. Kurz nachdem wir die Flüge gebucht hatten, sagte sie, dass sie nicht, wie ursprünglich geplant, die zweite Woche bei ihrem ehemaligen Studienfreund in Texas verbringen werde. Unter keinen Umständen könne sie eine ganze Woche bei ihnen bleiben, sie wolle nicht, dass seine Frau auf falsche Gedanken komme, sie fühle sich nicht wohl dabei. Und wo wir zwei schon endlich eine Reise machten, dann sollten wir sie auch wirklich zusammen machen und nicht schon nach einer Woche wieder getrennte Wege gehen.

Wir wollten uns abends in einem Hotel am Flughafen in Frankfurt am Main treffen, wo wir vor dem Abflug übernachten würden. Ich kam, weil der ICE aus Berlin am Nachmittag in einem Feld kurz vor Göttingen wegen eines Notarzteinsatzes auf den Gleisen für zwei Stunden stehen geblieben war, erst um Mitternacht im Hotel an.

Der Notarzteinsatz auf der Strecke musste eine beschönigende Bezeichnung für einen Suizid gewesen sein. Diese Tragödie verband sich für mich, während ich aus dem Fenster über das Feld zu einem bewaldeten Hügel am Horizont schaute, plötzlich mit dem anstehenden transatlantischen Flug mit meiner Mutter. Unser Flug würde, dachte ich, und ich wurde diesen Gedanken nicht mehr los, das Ende meiner Lebenserzählung sein. Obwohl ich schon Hunderte Male beruflich wie privat geflogen war, innerhalb von Europa und außerhalb, war ich mit einem Mal sicher, dass mein Leben am nächsten Tag – ausgerechnet während eines transatlantischen Flugs an der Seite meiner Mutter – nach einundvierzig Jahren enden würde, dass unsere Leben schon von Anfang an – in ihrem Fall in den 1950er-, in meinem in den 1980er-Jahren – auf dieses Ende zugelaufen waren. Der Notfalleinsatz auf den Gleisen war, so meinte ich auf einmal zu wissen, eine Warnung.

Ich kam am Flughafen an und versuchte, im Handy irgendeinen Bus zu finden, der noch zum Hotel fahren würde, als das Telefon in meiner Hand vibrierte.

Wo bist du?, fragte meine Mutter.

Am Flughafen, sagte ich.

Ich solle doch ein Taxi nehmen, sagte sie. Sie bezahle es mir. Sonst müsste ich zu Fuß gehen.

Der Taxifahrer fuhr gespenstisch ausgeleuchtete Geraden entlang; außerhalb der orangenen Lichtkegel der Laternen glaubte ich, Industriegebäude und Autohäuser zu erkennen. Plötzlich stand unter so einer Laterne meine Mutter. Sie winkte.

Du schaust müde aus, sagte sie, als das Taxi davongefahren war. Sie trug eine Pyjamahose und die weißen Stoffslipper, von denen sie behauptete, dass sie fürs Reisen sehr praktisch seien, weil man sie leicht falten könne, wodurch sie in jedes Gepäck passten.

Du kannst sofort schlafen gehen, sagte meine Mutter. Ich habe uns schon den Shuttlebus für morgen früh bestellt.

Wir betraten eine leere, grell beleuchtete Lobby und fuhren mit dem Aufzug in den ersten Stock. In unserem Zimmer roch es, was mir plötzlich unangenehm auffiel, nach der Handcreme, die meine Mutter für die Nacht benutzte und deren Geruch ich schon seit meiner Jugend kannte. Unter dem Fernseher lag auf dem Ständer mit den zwei schwarzen Bändern ihr aufgeklappter Koffer. Auf der Fensterseite des Doppelbettes war die Decke zurückgeschlagen, ein Buch lag offen auf dem Nachtschränkchen neben dem Kopfkissen, daneben ihre Lesebrille.

Meine Mutter sagte, sie rate mir, kurz zu duschen. Das werde mich erfrischen und beruhigen. Du wirkst unruhig, sagte sie.

Ich bin absolut ruhig, sagte ich.

Nachdem ich geduscht hatte, legte ich mich auf meine Seite des Bettes. Wir schalteten das Licht aus. Meine Mutter sprach im Dunkeln weiter, was mir plötzlich viel zu intim war, weil ihre Stimme jetzt direkt neben meinem Ohr zu schweben schien. Sie erzählte von New York und zitierte aus dem Reiseführer, den sie sich gekauft hatte, gleich nachdem wir unseren Flug gebucht hatten. Sie wolle, sagte sie, unbedingt auf

dieser stillgelegten U-Bahn-Hochtrasse in Manhattan spazieren gehen. Sie sei vor ein paar Jahren zu einem Park umgewidmet worden. Und sie wolle in den Bryant Park.

Die Dunkelheit wurde nach einer Weile verdrängt von grauem Zwielflicht. Stundenlang dachte ich, dass es schon längst Tag sein müsse und wir gleich aufstehen würden. Dieses Halbdunkel, in dem mich die schwarze Fläche des Fernsehbildschirms an der Wand anschaute, die halb angelehnte Tür zum Badezimmer, die auf der anderen Seite eines Innenhofs durch unser Fenster sichtbare Fensterfront eines anderen Hotelflügels, die bläulich leuchtete und zitterte, als befände sich im Hof ein Swimmingpool, drangen ununterbrochen auf meine Netzhaut ein. Dabei wusste ich die ganze Zeit ohne jeden Zweifel, dass ich längst schlief. Ich schlafe ja, dachte ich.

Irgendwann schlief ich ein. Aber genau in dem Augenblick plätscherte vom Nachttischchen ein sphärischer Klang aus meinem Telefon, und ich hörte, wie meine Mutter hinter der Wand zum Bad das Wasser im Waschbecken aufdrehte.

Ich hatte die Reise nach New York meiner Mutter zuliebe vorgeschlagen. Sie behauptete seit einigen Jahren immer wieder, dass weder mein Bruder noch ich gern Zeit mit ihr verbrachten, dass niemand von uns sie wirklich möge. Sie sei trotz der Scheidung von meinem Vater immer für alle da gewesen, habe die Familie zusammengehalten, aber für sie interessiere sich keiner. Ich hatte gehofft, dass mein Vorschlag, gemeinsam nach New York zu fliegen, sie endlich vom Gegenteil überzeugen würde. Aber tatsächlich hatte ich, wie ich nun erschrocken feststellte, die zweite Reiseweche, in der ich allein durch die Gegend fahren würde, als eine Art Belohnung für diese erste Woche mit meiner Mutter in New York angesehen. So gern ich meine Mutter hatte – ich liebte sie ja, sie war ja meine Mutter –, hatte ich mich doch darauf gefreut, allein von Ort zu Ort zu fahren, bis hinauf zu den geisterhaften Ortschaften an der Küste von Maine. Erst die Aussicht auf diese spätere Belohnung ließ mich wirkliche Vorfreude empfinden bei der Vorstellung, meine Mutter in New York herumzuführen, ihr all die für mich nach wie vor gigantischen Gebäude und Straßenzüge zu zeigen. Ich freute mich darauf, sie staunen und sich wundern zu sehen. Ich wusste, dass meine Mutter sich dafür würde begeistern können. Sie hatte in ihrer Jugend viele Reisen nach Rumänien, Bulgarien oder Jugoslawien unternommen. Seit der Scheidung von meinem Vater und seit sie in Rente war, reiste sie mit ihren Freundinnen aus der Kleinstadt, in die wir nach unserer Auswanderung in den 1980er-Jahren gezogen waren, durch ganz Europa.

Es war, wie ich feststellte, eine aufrichtige Freude gewesen, ich empfand sie tatsächlich. Aber jetzt, da meine Mutter auch die zweite Woche für sich beanspruchte, meine Allein-Woche, war meine Vorfreude nur noch ein theoretisches Konstrukt. Ich meinte plötzlich, dass ich sie nur empfand, weil meine Mutter sich das wünschte, es von mir erwartete. Ich hatte ihr etwas Gutes tun, ihr zeigen wollen, dass sie mir wichtig war. Aber sie hatte es geschafft, dachte ich, es in eine Pflicht umzuwandeln, ganz wie immer, wenn sie zu ihren Vorträgen anhob darüber, was Familie bedeute, dass damit Verpflichtungen verbunden seien. Etwas an dieser schrecklichen Rationalität und auch an der Art und Weise, wie diese Rationalität ihr ganzes Leben zu durchdringen schien, machte mich plötzlich wütend. Wieder einmal hatte sie es geschafft, dachte ich, sich als Leidtragende hinzustellen und doch ihren Willen zu bekommen.

Mit dieser Wut kam ich in New York an. Es war ungewöhnlich heiß, auch in Europa war seit ein paar Wochen von einem Jahrhundertssommer die Rede gewesen. Wir passierten die Schranke der Homeland Security und nahmen den AirTrain zur Jamaica Station. Dort stiegen wir in einen Regionalzug, der aussah wie eine verbeulte Blechdose. Uns gegenüber saß eine schwarze Frau mit drei Kindern, die sie ständig zurechtwies, sie sollten stillsitzen. An der Station Atlantic Avenue-Barclays Center stiegen wir zwei Ebenen tiefer in die Subway Richtung Brooklyn.

Die Leute in unserem Wagen saßen stumm da und wedelten sich Luft zu. Als wir an der Station Sterling Street ausstiegen, empfingen uns am Fuß der Treppe wieder die Hitze und das grelle Tageslicht. Obwohl ich mich freute, wieder hier zu sein, fühlte ich mich erschöpft, und auch meine Mutter wirkte müde. Wir gingen mit unseren Rollkoffern durch eine Gegend, in der wir die einzigen Weißen waren, was mir erst jetzt, an der Seite meiner Mutter, auffiel. Ich hatte mich für jemanden gehalten, der dem sonst keine Bedeutung beimaß. In einem Schaufenster hingen Männeranzüge. Vor einem Ecklokal, das *Caribbean Grill* hieß, saßen Männer auf Plastikstühlen im Schatten und nickten uns zu.

Unser Haus war weiß gestrichen und zweistöckig und hatte einen halbrunden Erker, wie alle Häuser in der Straße. Ich tippte an der Haustür, den Anweisungen in der Airbnb-App folgend, den Code ein. Das Schloss piepte, und wir traten, während sich die Stadt und das grelle Sonnenlicht, die tonnenschwere Hitze und der Gestank des Tages noch einmal um uns zu verdichten schienen, in den Flur. Das Halbdunkel und die Kühle überraschten mich derart, dass ich halb blind stehenblieb und meine Mutter in mich reinstolperte, was mich in diesem Moment maßlos ärgerte. Wir durchquerten, wie von unserer Vermieterin angewiesen, den Flur an der steilen Treppe, wo, wie ich im Vorbeigehen feststellte, eine Wohnungstür offen stand und den Blick auf ein in einem Wohnzimmer stehendes Bett freigab. Aus dem Bett schaute mich, wie ich wahrzunehmen glaubte, ein schwarzes Gesicht

an, mit einer Aura aus zu allen Seiten abstehendem grauem und violetterem Haar. Eine weibliche Stimme war aus einem hinteren Bereich des Zimmers zu hören, dann ein flötenartiger Ton aus dem Bett. Dann wieder die resolute weibliche Stimme, die in einem afroamerikanischen Slang – oder dem, was ich dafür hielt – sagte: It's just so beautiful and full of grace, we should just do it, don't you think, Mariella?

Unsere Wohnungstür ging vor mir auf, und ich stand mitten im Wohnzimmer auf einem Teppich, zwischen einem niedrigen Sitzpolster, einem Wohnzimmertisch, der aussah wie aus schwarzem Stein gehauen, und einem Sofa dahinter. Die Fenster waren abgedunkelt, in einem brummte der Kasten der Klimaanlage. Die Luft kam mir sofort irgendwie tiefenlos vor, wie mit sich selbst kurzgeschlossen. Es roch nach Teppich und Holz.

Vielleicht können wir ein Fenster öffnen, sagte meine Mutter, noch in der Tür stehend.

Dann kommt die Hitze rein, sagte ich.

Meine Mutter stellte ihren Koffer an die Wand. Wir warfen einen Blick ins Bad, in die Küche, ich öffnete auch die Tür zum Schlafzimmer, das vom Hauptzimmer abging. Ich hatte plötzlich die Hoffnung, dass die Wohnung meiner Mutter gefiel, dass sie sich hier wohlfühlen würde. Wir waren angekommen. Auf mich wirkte die Wohnung bequem und gemütlich.

Ich sah die Bewegung neben mir nur aus dem Augenwinkel. Erst in dem Moment, in dem meine Mutter einen Schritt nach vorne tat, erinnerte ich mich wieder an den Hocker, der

irgendwo vor dem Wohnzimmertisch stehen musste, irgendwo direkt unter uns und vor ihren Füßen.

Ich sah den Sturz meiner Mutter in einer extremen Verlangsamung, die Strecke bis zum Boden schien auf einmal unglaublich weit. Der Tisch stand tief unter uns, sehr weit von uns entfernt. Es ist reine Mathematik, dachte ich in dem Moment. Meine Mutter war der Schenkel eines Dreiecks, sie klappte einfach der Länge nach, mit dem ungeschützten Gesicht voran, nach vorne um.

Ich hörte einen dumpfen Schlag, dann rollte sie zur Seite und blieb mit dem Rücken auf dem Teppich liegen.

Ich war schon mehrere Male in New York gewesen, zuletzt mit Laura, meiner Freundin, und wir hatten in der Gegend gewohnt, in der ich auch jetzt für meine Mutter und mich eine Wohnung gemietet hatte. Das Viertel hieß Crown Heights, es war eine normale Wohngegend, es gab ein paar Delis und Schulen und mehrere Kirchen, und die Straßen waren gesäumt von Brownstones und weißen Holzhäusern mit Veranda. Trotzdem hatten meine Mutter und ich, als wir von der U-Bahn zu unserer Unterkunft gegangen waren, auf der U-Bahn-Treppe über eine im Schlafsack daliegende Person steigen müssen, die uns begrüßt hatte. In einem Garten hatte ein aufgeschlitztes Sofa gestanden, auf dem Müllsäcke aufgestapelt waren. Auf einer Veranda, die zu einer Seite abgesunken war, saß ein alter schwarzer Mann auf einem Stuhl und hob, als wir vorbeikamen, die Hand.

Wie früher in Rumänien, sagte meine Mutter.

Ich erinnerte mich plötzlich an einen Spaziergang mit ihr vor ein paar Jahren, als ich ihr Lauras und mein Wohnviertel gezeigt hatte. Ich hatte sie am Kanal entlanggeführt, wir waren zuerst an einem alten Fabrikgebäude vorbeigegangen, in dem seit ein paar Jahren Leute ihre Arbeitsateliers eingerichtet hatten und im Erdgeschoss an drei Tagen in der Woche eine Bar betrieben, in der man ein Mittagsgeschicht essen konnte. Danach hatten wir langgezogene Plattenbauten passiert. Auf mich wirkten die Gebäude auf eine geheimnisvolle Art anziehend – ich liebte den Bruch im Schönen, ich war, wenn ich darüber nachdachte, nach Berlin gezogen, um den pittoresken

Mittelalterstädten Süddeutschlands und den sauberen Wohnvierteln der Kleinbürger Europas zu entkommen. Die Brachen Berlins, die hässlichen, aber eine Ahnung von sozialer Idee verströmenden Platten aus der sozialistischen Vergangenheit hatten mich angezogen, der Schmutz, der Verfall, die sich in den Mauervorsprüngen einnistenden Grasbüschel. Neben billigem Wohnraum barg diese heruntergewirtschaftete, graue Vergangenheit Europas – vielleicht, weil sie mich an unsere Siedlung in Polen erinnerte und damit an die mystischen Tage meiner Kindheit – für mich auch ein Versprechen.

Meine Mutter hatte in ihrer Jugend, dachte ich nun, durch diese periphere Gegend in Brooklyn gehend, Reisen nach Rumänien unternommen, ans Schwarze Meer, in der Hoffnung auf einen Hauch von Luxus und Wohlstand an jenem exotischen Ende der ihr damals zugänglichen Welt. Der Dreck, die zerfallenden Gebäude, die nur einen Schritt hinter der touristischen Hauptstraße beginnenden deprimierenden Wohnviertel von Konstanza waren alles andere als schön gewesen. Sie waren arm und heruntergekommen gewesen, vom narzisstischen Wahn Ceaușescus ausgelaugte, ungepflegte, kaputte und nie reparierte Siedlungen, deren mittellose Bewohner von den Einkünften aus dem Tourismus nichts abbekamen, weil immer jemand aus der Verwaltung schneller war, schon seine Tasche aufgemacht, sich das Seine genommen hatte. Und nun hatte ich meine Mutter hierhergeschleppt, in dieses Viertel von Brooklyn. Sie lag mit angewinkelten Beinen

auf dem Rücken. Lag für eine ewig andauernde Sekunde so da und bewegte sich nicht. Dann hob sie die Hände zum Gesicht und sagte: Au.

Ich stand über sie gebeugt und fragte immer wieder, was genau los war. Dann standen wir im Bad, und der Wasserhahn lief. Ich sah mich selbst wie von außen, wie ich Blut vom Rand des Waschbeckens wischte. Ich wischte Blut vom Boden. Dann wischte ich Blut aus der Badewanne. Dann war auch auf der Klobrille Blut und auf dem Keramikgehäuse des Spülkastens. Es kam mir sehr wichtig vor, das Blut sofort wegzuwischen, damit es so aussah, als wäre nichts geschehen.

Ich glaube, es ist alles o.k., sagte meine Mutter mit näselnder Stimme. Sie lag jetzt plötzlich auf dem Sofa im Wohnzimmer, und ich stand neben ihr. Sie drückte sich ein nasses, rosa gefärbtes Papiertuch gegen das Gesicht.

Dann stand ich vor dem offenen Kühlschrank in der Küche und wickelte Eiswürfel in zwei Lagen Küchenpapier. Ich legte das Bündel neben der Spüle ab und holte Klopapier aus dem Bad und wischte das Blut von den Fliesen des Küchenbodens und fragte mich, warum denn auch in der Küche Blut war.

Dann stand ich wieder im Wohnzimmer und wählte die Nummer auf der Versichertenkarte meiner Mutter, eine Münchner Nummer, wie ich dachte, der Anruf würde, dachte ich besorgt und überlegte schon, aus Kostengründen auf ihn zu verzichten, sehr teuer werden, da wir doch in den USA waren. Wir sind in den USA, dachte ich.

Ihre Mutter hat leider keine Reiseversicherung bei uns abgeschlossen, sagte der Mann in München. Er lispelte stark, was mich mindestens genauso stark verwirrte. Ich sollte herauszufinden versuchen, ob meine Mutter vielleicht anderswo eine Reiseversicherung abgeschlossen habe, schlug der Mann vor, vielleicht über die Kreditkarte?

Ich muss vielleicht gar nicht ins Krankenhaus, sagte meine Mutter, als ich auflegte. Sie hatte sich aufgesetzt, drückte das Papiertuch mit dem Eis gegen ihr Gesicht und versuchte aufzustehen.

Sie legte sich wieder hin.

Vielleicht kannst du auf der Straße Hilfe holen, sagte sie.

Jetzt dachte wiederum ich, dass das vielleicht gar nicht nötig wäre – ich müsste nur schnell das Blut wegwischen. Ich sah mich selbst auf dem Sofa liegen, nach einer Dusche, erfrischt und abgekühlt. Ich sah uns kaltes Wasser aus einem Glas trinken, sah, wie meine Mutter sich auf dem Bett nebenan ausstreckte, erschöpft, aber entspannt. Schon demnächst, vielleicht schon heute Abend, so dachte ich, wenn wir uns nur ein bisschen ausgeruht hätten und die Hitze draußen etwas abgeklungen wäre, würden wir einen ersten Ausflug in die Stadt unternehmen. An den East River, unten bei den Docks von Dumbo, in das neue Viertel mit den Galerien und Cafés, wo es einen neuen Park gab, durch den man mit Blick auf Manhattan spazieren konnte, umweht von der frischen Atlantikluft, die von der Bucht heraufkam, während

Jugendliche auf den Courts Basketball und Fußball spielten. Ich spürte, wie etwas in mir losließ, sich zu entspannen begann.

Dann stand ich mitten im Raum und durchlebte wieder den Moment, in dem meine Mutter fiel. Sie fiel unendlich langsam, unendlich lang, wie aus zehn Metern Höhe, und schlug mit dem Gesicht frontal auf der Kante des schwarzen Tisches unter mir auf. Ich sah vor mir, auf Kniehöhe, den Tisch aus schwarzem Holz, das glatt wie Stein aussah und matt glänzte. Er wirkte gedrungen und schwer wie ein Amboss. In seine Seiten waren Figuren geschnitzt, was ihn auch ein bisschen wie einen Opferstein aussehen ließ. Ich bückte mich und versuchte, ihn zur Seite zu schieben, aber er war so schwer, dass ich ihn nicht bewegen konnte. Wir müssen ins Krankenhaus, sagte ich.

Um meine Mutter herum war der Teppich bedeckt mit Knäueln von rosa gefärbtem Papier. In der Kuhle an ihrem Hals hatte sich eine Pfütze aus Blut gesammelt. Ich versuchte, unsere Vermieterin anzurufen, Candy, und sprach ihr eine Nachricht auf die Mailbox, in der ich unsere Lage schilderte. Ich versuchte Noam anzurufen, einen Freund, den ich hier treffen wollte, aber auch er ging nicht ran.

Mir kam die Stadt außerhalb des Zimmers plötzlich wie die feindliche Welt in einem Albtraum vor. Die Straßen um das Haus waren voller Leute, die untätig herumstanden und uns, sobald wir vor die Tür träten, ausrauben würden. Ich bildete mir ein, eine Polizeisirene zu hören, etwas war gerade vorgefallen, etwas stimmte dort draußen nicht.

Ich durchsuchte die Karten im Portemonnaie meiner Mutter. Ich wählte die Nummer ihrer Krankenkasse in Deutschland. Dann fiel mir ein, dass ich gerade dort angerufen hatte. Gerade eben hast du doch mit dem Mann gesprochen, der gelispelt hat, dachte ich.

Ich öffnete die Wohnungstür und ging durch den Flur auf die Haustür zu. Aus der Tür, an der wir beim Betreten des Hauses vorbeigekommen waren, trat ein Mann. Als er mich sah, blieb er stehen. Er schaute an mir herunter.

Was ist passiert?, fragte er.

Meine Mutter ist hingefallen, sagte ich.

Er machte einen Schritt zurück und verschwand in der Wohnung. Dann war er wieder da. Ich heiße Dale, sagte er. Lassen Sie mich Ihre Mutter mal anschauen.

Er ging an mir vorbei und den Flur entlang zu unserer Wohnung. Er hatte eine Art Ledertasche in der Hand. An der Tür drehte er sich zu mir um und sagte: Kommen Sie, ich werde mir Ihre Mutter anschauen. Ich bin Arzt.

Der Mann, der Dale hieß, trat durch die Tür, und ich folgte ihm ins Wohnzimmer. Meine Mutter lag auf dem Sofa, inmitten einer Müllhalde aus Papiertüchern, und schaute uns an. Sie drückte sich wieder ein Papier gegen das Gesicht.

Hallo, ich heiße Dale, sagte Dale und stellte sich über sie. Ich bin Arzt.

Ich heiße Celina, sagte meine Mutter.

Hallo, Celina, sagte Dale.

Er sagte, dass er sich freue, sie kennenzulernen, und dass alles gut werden würde. Dass sie sich keine Sorgen zu machen brauche.

Er stellte seine Tasche neben das Sofa und öffnete sie. Darin befanden sich Mullbinden und Medikamente, eine Schere und ein Stethoskop und andere Utensilien.

Ich bin Ihr Nachbar, sagte Dale zu meiner Mutter. Sie liegen eigentlich gerade in meinem alten Zimmer, Celina. Genau hier, wo das Sofa steht, stand früher mein Bett. Wir haben damals beide Wohnungen bewohnt. Können Sie mir sagen, was Ihnen passiert ist?

Meine Mutter sagte, dass sie gestolpert und hingefallen sei, mit dem Gesicht gegen die Tischkante. Es ist aber nicht schlimm, sagte sie. Dann erklärte sie ihm, dass sie vermute, ihre Nase sei gebrochen. Das Atmen falle ihr schwer.

Darf ich mir Ihre Nase anschauen?, fragte Dale. Es wird alles gut, ich bin hier und helfe Ihnen.

Gibt es denn in der Nähe ein Krankenhaus?, fragte meine Mutter.

Gleich um die Ecke befindet sich das Kings County Hospital Center, sagte Dale. Es ist ein kommunales Krankenhaus, aber es arbeiten gute Ärzte da, ich habe dort meine praktische Ausbildung gemacht. Man muss manchmal etwas länger warten, aber jeder bekommt Hilfe, und die Ärzte und Ärztinnen sind hervorragend.

Wir haben keine Versicherung, sagte ich.

Das ist kein Problem, sagte Dale. Das wird alles irgendwie gehen.

Er hob das Papiertuch vom Gesicht meiner Mutter, und zum ersten Mal konnte ich sehen, wie sie jetzt aussah. Die Nase war geschwollen und wirkte leicht verschoben, unter ihren Augen glänzten zwei tiefschwarze Balken. Sie sahen aus wie mit einem Edding aufgemalt, wie Kriegsbemalung oder wie die Gesichtsbemalung eines Fußballspielers. Ein Schnitt war auf dem Nasenrücken zu sehen, sodass ich mich fragte, ob das ganze Blut aus der Nase oder aus der Wunde gekommen war. Ich spürte, wie ruhig meine Mutter wurde, als Dale in Latexhandschuhen und mit einer Mullbinde die Wunde abtupfte, wie still sie auf dem Sofa lag.

Auch ich wurde ruhig. Es lag, wie ich feststellte, an der Art und Weise, wie Dale die Handgriffe ausführte. Er trug eine Bügelfaltenhose mit Gürtel und ein in die Hose gestecktes weißes Polohemd mit kurzen Ärmeln. Sein schwarzes Haar war an einigen Stellen ergraut, aber nur leicht. Er hatte, bevor er sich über meine Mutter beugte, eine Brille mit silbernem Gestell aufgesetzt.